

BUNTE WELT

Nr. 7

Unterhaltungsbelle

1938

Kleine Erinnerung an eine große Sache

Vor 50 Jahren Hertz'sche Wellen
Der Mann, der Funkentelegraphie und Radio ermöglichte

Für den Menschen, der den Erscheinungen der Welt nicht stumpf und gleichgültig gegenübersteht, ist es immer noch alle Tage ein unerklärliches Wunder, wenn er in den Zeitungen liest, wie Flugzeuge während der Fahrt über ferne Meere drastisch Berichte senden, wie wir vom Nordpol aus einer treibenden Eisscholle durch Funkberichte erfahren oder wenn er gar — wie man das heute bereits häufig antrifft — zum Einsteigen in ein Auto eingeladen wird, in dem während flotter Fahrt der eingebaute Radioapparat seine Weisen ertönen läßt oder gerade den Nachrichtendienst irgendeiner Station übermittelt. Wer für die wunderbaren Fortschritte menschlicher Technik und menschlichen Geistes ein Organ hat, der wird in dieser Erfindung eine der großartigsten Leistungen unserer jüngsten Vergangenheit sehen.

Und vielleicht begnügt er sich nicht damit, sondern geht den Dingen einmal tiefer nach und versucht, sich in das Werden dieser genialen Schöpfung einen Einblick zu verschaffen. Sie setzt sich aus unendlich vielen Einzelleistungen zusammen, aber jenes Entscheidende, was uns in solches Erstaunen versetzt und auch in Wahrheit und nicht nur für das Laiengemüt das Wesentliche ist: die Tatsache, daß durch bestimmte Schwingungen in der Luft, ihre kunstvolle Erzeugung und Weiterleitung Worte, Musik usw. übermittelt werden können, dies die ganze Sache in Bewegung setzende Geheimnis ist stets mit einem Namen verbunden, und dieser Name heißt Heinrich Hertz. „Die Sendefrequenz, das heißt die Zahl der Stromschwingungen je Sekunde im Sender wird in Hertz (Hz) oder Kilohertz (kHz=1000 Hz) gemessen“, — so steht in meinem Lexikon. Der Name eines Mannes ist zu einem technischen Begriff geworden. Wer war dieser Mann?

Das Lexikon erzählt weiter: „Die grundlegende Anordnung für die Funkentelegraphie fand H. Hertz (1857—1894) bei seinen Versuchen über die Ausbreitung und Natur der elektromagnetischen Wellen“. In diesen Worten ist enthalten, was über den Physiker Hertz zu sagen ist: Iwer einmal den Versuch gemacht hat, sich das Wesen des Radio oder des Funkentelegraphen erklären zu lassen, der kommt an den Punkt, wo auf jenen Elektromagnetismus verwiesen wird, dessen letzte wissenschaftliche Erklärung noch aussteht und der nur experimentell gefunden, erprobt und verstanden wurde. Als im Jahre 1889 Edison zu einer Naturforscherversammlung nach Europa kam, ließ er sich zuerst Heinrich Hertz vorstellen, „den Mann, der die Experimente über Schwingungen und Funken machte“. Er habe es auch einmal damit versucht, sagte Edison zu Hertz, aber er sei damit nicht weitergekommen. Und auf Hertz's Bedauern erwiderte Edison: „Meine Sache ist die Erfindung, nicht die Wissenschaft.“

Heinrich Rudolf Hertz, der bestimmt war, die wissenschaftliche Erprobung der Wellen so erfolgreich durchzuführen, daß sie seinen Namen

belamen und Radio wie Funk erst ermöglichten, war am 22. Februar 1857 in Hamburg als Sohn des dortigen jüdischen Rechtsanwaltes Dr. Hertz geboren. Damit ist bereits gesagt, daß dieser Mann, der eines der genialsten Dinge der Welt geschaffen hat, heute in Deutschland, dessen Ruhm als Vater der Wissenschaft er gemehrt hat, nicht mehr arbeiten, studieren, leben könnte. Er ist einer von Unzähligen, die durch ihre Lebensleistung den ganzen Rassenwindel widerlegen. Früh wurde die besondere Begabung des jungen Mannes für technische und physikalische Dinge entdeckt. Der Gymnasiast betätigt sich bereits bei einem Drechsler in der Lehre. Als später, nachdem Hertz Weltruhm erlangt hat, der Drechslermeister Hertz's Mutter einmal auf der Straße trifft, erkundigt er sich nach dem Lebensgang des Sohnes und hört, daß er Professor geworden. „Ach wie schade“, meinte der biedere Meister, „er wäre ein ausgezeichnete Drechslermeister geworden.“

Mit zwanzig Jahren erst entscheidet sich Hertz, der unterdessen die Universität bezogen hat, endgültig für die Naturwissenschaften und Mathematik, nachdem er vorher noch den Gedanken hatte, lediglich Ingenieur zu werden. Er geht nach Berlin und tritt als Volontär ein in das von dem berühmten Helmholtz geführte physikalische Institut der Universität. Zehn Jahre später erklärte Helmholtz: „Für den talentvollsten und an originellen Ideen reichsten unter den jüngeren Physikern halte ich Professor Hertz. Seine Untersuchungen über Fortpflanzung der elektrodynamischen Wirkungen durch den Luftraum zeigen ihn als einen Kopf ersten Ranges.“ In diesen zehn Jahren hat ein junger Mensch seinen Namen in die Geschichte der Wissenschaften unverwundbar eingeschrieben. Aus allen Ländern der Welt kommen Ehrungen und Titel, preussische Orden

zieren seine Brust, er ist — mit 30 Jahren! — der bekannteste Physikprofessor des Reiches.

Wir besitzen die Briefe dieses einzigartigen Mannes aus jener Zeit, in der er die epochalen Experimente machte. Vom Dezember 1887 bis zum März 1888 hat er an Helmholtz und an seine Eltern in der bescheidensten Weise über seine Ergebnisse berichtet. „Ich habe jetzt Stoff für viele Arbeiten“, heißt es im März an die Eltern, „die alle der Mühe wert sind und zwischen denen ich nur die Qual der Wahl habe. Kann ich genügende derselben ausführen, so glaube ich die Mittel zu haben, um große Gebiete, die bisher ohne Abschluß waren, zur Vollenbung zu bringen.“ In dieser bescheidenen Form spricht er über eine Sache, deren Resultat bereits vorlag: schon im Jänner hatte er Helmholtz berichten können, er habe den sicheren Nachweis der Wellen und ihrer Geschwindigkeit erbracht, im Februar machte er die entscheidenden Experimente, etwa Ende Februar, anfangs März konnte er demonstrativ die Beweise erbringen. Das Echo war international eine Sensation: die technischen Wissenschaften hatten einen überwältigenden Sieg errungen. Hertz starb jung am 1. Jänner 1894. Und er starb wie ein Weiser. „Wenn mir wirklich etwas geschieht, so sollt Ihr nicht trauern“, schreibt er an die Seinen, als ihn, wie so viele Forscher, mitten im Beruf, eine Blutvergiftung packt, sondern sollt ein wenig stolz sein und denken, daß ich dann zu den besonderen Ausgewählten gehöre, die nur kurz leben und doch gemut leben.“ Lebte er heute noch, dieser „Nichtarier“ Heinrich Hertz, so hätte er vielleicht erleben können, wie man von dem Gebäude der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in Berlin das Schild mit dem Namen „Heinrich-Hertz-Institut“ herunternimmt, um das Andenken eines großen Mannes zu vernichten. B. B.

Martin Grill: Grundsätze

Ihr kennt doch die Geschichte von den Schafen, die in ihrer Hürde vom Wolfe überfallen wurden und in ihrer Bedrängnis. . . Ihr kennt sie nicht? — dann will ich sie euch erzählen, glaubt aber nicht, daß ich irgendeine böswillige Nebenabsicht damit verbinde. Mir fiel die Geschichte nur eben ein, weil ich im heutigen Amtsblatt, Rubrik Pressenachrichten, eine Verfügung las, die mich irgendwie an diese Geschichte erinnerte.

Die Wölfe brachen also in eine Hürde ein und richteten unter den durcheinanderlaufenden Tieren ein furchtbares Blutbad an. Viele Schafe wurden zerrissen, andere irrten hinaus in die Nacht und einige von ihnen gelangten in eine benachbarte Hürde, die von festen Steinmauern umgeben war.

„Wir danken euch sehr“, sagten sie zu den gastgebenden Schafen, „Ihr habt uns das Leben gerettet.“

„Gern geschehen“, sagten die andern, „es gehört zu unseren unveränderlichen Grundsätzen, allen Schafen, die ohne Grund verfolgt werden, unseren Schutz zu gewähren. Wir sind ein fortschrittlicher Stamm.“ Und sie waren stolz auf ihre Worte.

Mittlerweile hatten die Wölfe wieder Hunger bekommen und machten sich auf, die Entflohenen zu suchen. Sie kamen zur Steinmauer und witterten hinter ihr den fetten Braten und heulten laut. „Macht auf, ihr habt entflohenen Verbrecher in euren Reihen!“

„Hier sind keine Verbrecher, hier sind nur Schafe“, kam die Antwort.

Die Wölfe merkten also, daß reiche Beute in der Hürde war und ihr Appetit stieg ins Unermehliche.

„Ihr schützt die Flüchtlinge, die uns Mörder geschimpft haben. Wir verlangen, daß ihr sie ausstößt.“

„Wir sind keine Verleumder“, verteidigten

sich die Geflohenen, „wir haben nur die Wahrheit gesagt. Sie haben unsere Brüder zerrissen.“

„Hört ihr es“, tobten die Wölfe, „sie beschimpfen uns immer noch und ihr beschützt sie. Wir werden uns an euren Kindern rächen.“

„Ihr dürft die Herren Wölfe nicht beschimpfen“, sagten die zitternden Gastgeber, „ihr mißbraucht unsere Gastfreundschaft.“

„Aber sie haben doch wirklich . . .“, sagten die verzweifeltsten Flüchtlinge, „und sie wollen euch gerade so fressen wie uns.“

„Schlagt doch diese Lügner und Heber tot“, schrien wieder die Belagerten, „wir könnten die besten Freunde sein und durch ihre Schuld ist zwischen uns Feindschaft.“

„Da habt ihr es“, sagten die tapferen Gastgeber, „ihr bringt uns in Schwierigkeiten mit unseren besten Freunden.“

„ . . . Und euer Grundsatz?“

„Gebieten es uns wie euch über die Ge-
lüste der mächtigen Nachbarn zu schweigen.“

Sie öffneten das Tor und jagten die Flüchtlinge hinaus. Doch die Wölfe beachteten sie kaum, sie drängten zur Herde, in der sie fettere Beute vermuteten. — „Wer erlaubt sich da, durch sein Blasen unsere Ohren zu beleidigen?“ brüllte einer von ihnen.

„Wenn sie es wünschen, bläsen wir nicht mehr, Herr Wolf“, sagten die Schafe und zitterten, denn die Tore waren offen.

„Ihr riecht doch nach den Verleumdern“, schrie ein anderer.

„Wir werden nicht mehr nach ihnen riechen“, wimmerten die Schafe.

„Das ist uns gleich. Ihr seid vom Geiste der Verbrecher infiziert.“

Und damit sprangen die Wölfe zu und zerrissen die Schafe, denn auch die Wölfe haben ihre Grundsätze, die sie, zum Unterschied von den Schafen, niemals verraten.

fährdet den Kameraden. „Nero! Nero!“ Nero hört nicht, läßt nicht los. Aber der Gendarm hat den Zigeunerjungen losgelassen. Erst sieht der Junge, zitternd und weinend, dann umfaßt er die Hündin, flüstert ihr etwas ins Ohr. So rasch er kann läuft der Junge dann abwärts. Kaum ertönt sein Pfiff, läßt die Hündin den Gendarmen los, rast dem Jungen nach. Ihr folgt im nächsten Augenblick Nero, des Gendarmen Schäferhund. Der junge Gendarm hat nicht Zeit sich um das Tier zu kümmern, er muß dem Kameraden die Wunden reinigen und verbinden.

Die Landstraße windet sich entlang der Waldbahänge, stundenlang ohne Abzweigung nach den hinter den Abhängen liegenden Ortschaften. Es ist ein heißer Julitag. Wir sitzen an der Böschung, nichts als Vogelzwitschern bringt an unser Ohr. Da — plötzlich Aestelnistern, Schritte sind hörbar. Ein Zigeunerjunge kommt auf uns zu. Rechts neben ihm ein reinrassiger Schäferhund, links neben ihm ein gottiges Hundetier, ein Bastard.

„Geben Sie . . . bitte . . . Geben Sie . . .!“ bettelt der Junge. Dann setzt er sich neben uns. Seine kleinen braunen Hände haben die Hündin umschlungen, er drückt das schmutzige Gesicht in das krause Fell. Der Schäferhund steckt eifersüchtig seine Schnauze zwischen sie.

„Wollen Sie sehen . . . schöne, gute Hunde . . .!“ Wir folgen dem Jungen. An der anderen Seite der Böschung, etwas über dem Bach, lagert die Sippe. Auch die Pferde sind da und der Zigeunerjunge zeigt uns die Nachkommen Neros und der Zigeuerhündin. Ruhige kleine Tiere. Nachdem wir sie genügend bestaunt hatten, erkundigten wir uns über Neros „Herkunft“. So haben wir die Geschichte erfahren und auch, daß die Zigeuner aufgestöbert und vor Gericht zitiert wurden. Sie wurden bestraft und zur Rückgabe Neros verurteilt. Alle Versuche, Nero dem Besitzer zurückzugeben, scheiterten an Neros Liebe zur Hündin. Schließlich verzichtete der Gendarm, dessen Bißse ohne bösen Folgen verheilten, auf Nero, der — sobald sich sein früherer Herr nur näherte, böse knurrte und die Zähne fletschte. So tötete der Naturtrieb die Dressur.

Josef Wechsberg:

Woher stammt das Zitat?

Zitate sind jetzt beliebt. Sie schmuggeln sich in die Schlagzeilen der Zeitungen ein, in den kühl-sachlichen Geschäftsbrief und in die schwungvolle Rede des Volkstredners. Man hantiert mit ihnen in der Propaganda, sie werden groß aufgemacht mit allen technischen Möglichkeiten der Publicity, bis sie als stolze „Schlagworte“ dieser Zeit in die Hirne der Masse dringen. Von wem das Zitat stammt, wie es ursprünglich lautete, hat man dabei oft vollkommen vergessen. Mancher demagogische Volkstredner würde die Phrase „Mit eherner Stirn behaupten“ nicht ohne Hemmung aussprechen, wüßte er, daß sie aus dem Alten Testament (Nach Jesajas 48,4) stammt. Und den schönen und oft mißbrauchten Satz „Recht muß doch Recht bleiben“ hat nicht das einfallreiche Hirn eines staatlichen Propagandachefs erfunden, sondern Christian Fürchtegott Gellert vor 200 Jahren. Das Wort von der „Welt, die betrogen sein will“ — wie wahr ist es, auch betreffs der Zitate — stammt von Sebastian Brant und wurde um die Wende des 16. Jahrhunderts geschrieben, ohne bis heute seine Bedeutung zu verlieren.

Ueberraschend groß ist die Zahl dichterischer Aussprüche, die so bekannt geworden

argarete Neumann:

Der Hund des Gendarmen

Die Landstraße windet sich entlang der Waldbahänge, stundenlang ohne Abzweigung nach den hinter den Abhängen liegenden Ortschaften. Kein lebendes Wesen ist sichtbar, auch die Tierwelt meidet den sonnendurchflühten, sandigen Weg. Es ist die erste Stunde eines heißen Julitages. Da, mit einmal, wird Rascheln hörbar, Aeste knistern, vorsichtig lugt zwischen feinen Blättern ein tiefbraunes Menschenengesicht hervor. Ganz dunkle Pupillen, unnatürlich groß, sitzen im bläulichen Augapfel, eine kleine braune Hand schafft Raum für einen schmächtigen Körper. Es ist ein Zigeunerjunge. Sein Spähen setzt er, schon auf der Landstraße stehend, noch immer fort. Dann steckt er zwei Finger in den Mund. Ein gellendes Pfeiffianal, echogetragen, schallt weithin hörbar. Plötzlich belebt sich die Straße. Von dem Abhang, rechts des Weges kommen sie, Männer, Frauen, Kinder und Pferde. Sie fühlen sich sicher vor Gendarmen, die sie stundenlang verfolgt hatten, bevor es der Sippe gelang, im dichten Wald Unterschlupf zu finden. Jetzt stehen sie im Kreise, beraten. Die Pferde — zwei schöne Tiere — bleiben an der Waldgrenze, die Köpfe neigen sich suchend dem Waldboden zu. Doch es gibt nur Moos an diesem Gehänge, kein saftiges Gras, nur einige ausgetrocknete Halme. Fast gleichzeitig setzen sich die Pferde in Bewegung, die Zigeuner beachten es nicht. Stehen — noch immer diskutierend — uneinig, nach welcher Richtung sie gehen sollen.

Plötzlich kommen die Pferde im Galopp zurück, ein lautes Wiehern läßt die Zigeuner erschrecken. Erst alles wild durcheinander, dann die Frauen voran, ihre Kinder am Arm, die Männer hinter ihnen, beginnen sie den rasenden Tieren zu folgen, bald verschwinden sie in dem dichten Wald.

Ueber die Landstraße fällt ein Schatten. Unheimlich lang sehen die Bajonette aus, die die beiden Gendarmen auf den Gewehren tragen. Der eine, ein noch sehr junger Mann, trägt den Helm in der Linken, sein Begleiter und Vorgesetzter, hält einen Schäferhund an der Leine. Unruhig ist das Tier, will sich befreien, zerrt an der Leine.

„Kusch dich, Nero! Weiß der Teufel, das Tier ist ganz von Sinnen.“

„Wirst Du'st haben, bald sind wir beim Bach, laß ihn los!“

Der ältere Gendarm hat kaum Zeit, die Leine an sich zu nehmen, so jäh stürzt Nero

davon. Kein Pfeifen nützt, kein Rufen. Nero jagt bergan, immer weiter, der Bitterung nach. Als kleine Punkte, schon jenseits der Böschung, spiegeln sich die Pferde der Zigeuner im Gundeauge. Nero jagt, Ohren gespißt, Zunge weit vorgestreckt. Jetzt hat der Hund den Graber hinter sich, seine Klanken zittern, er leucht. Verschwunden sind die Pferde, wie fortgezaubert. Wütendes Bellen Neros, dann Stille. Nero liegt auf der Lauer. Das Pfeifen und Rufen seines Herrn dringt zu ihm nicht. Und doch spürt er mit einmal die Ohren, lauscht. Jetzt hat er sich ausgerichtet, schleicht leise vorwärts. Die Aute schlägt freudig, immer schneller. Freudegebell hört man, es wird erwidert. Am Geitrüpp, das dicke, krause Fell demooft und voll Nichtenadeln, liegt sie, die Schnauze vorgestreckt auf den Vorderbeinen, die Hündin der Zigeuner. Rudweise nähern sich einander der schöngepflegte Rassehund und die Bastardin der Landstraße. Als sie einander schon so nahe, daß beider glänzende Nasen einander fast berühren, springen beide gleichzeitig auf. Die Vorderfüße Neros umschlingen die Vorderfüße der Bastardin. Ein Liebespiel beginnt über alle Rassevorurteile hinweg. Dann liegen sie, Leib an Leib, nur die Augen bewegen sich, manchmal lauschen beide mit zurückgelegten Ohren, auf die Geräusche des Waldes.

Rechts der Böschung, auf der Landstraße pfliff der Gendarm vergeblich. Nero kommt nicht. Links der Böschung, von der Ortschaft nur noch durch den Bach getrennt, pfeift ein Zigeunerjunge. Sein Lieblingshund kommt nicht. Fast gleichzeitig bewegen sich Gendarm und Junge, beginnen den Aufstieg. Die Pfiffe beider treffen einander immer näher. Die Hunde hören nicht oder wollen nicht hören. Der Gendarm, der Junge, hört den Pfiff des Zigeunerkindes, macht seinen Begleiter aufmerksam. Sie lauschen. Schon hört man das Rascheln, Aestelnistern. Mit einem Satz springt der Gendarm den kleinen Zigeuner an, packt ihn am Stragen. Zu Tode erschrocken ist das Kind, kann nicht mal Schreien vor Schred. Da — was ist los? Etwas rast durch den Wald, direkt auf die beiden zu. Mit Entsetzen sieht der junge Gendarm, der dem Begleiter langsam gefolgt ist, wie Nero und noch ein anderer Hund über den Gendarmen herfallen. Nero hält den starken Mann am Kermel fest, rüttelt und zerrt an ihm, während die Hündin sich an der Brust des Gendarms festgebissen hat. Schießen? Unmöglich, es ge-

find, daß man in ihnen Sprichwörter erblickt. „Man muß den schönsten Tag nicht vor dem Abend loben“ (nicht: „man soll den Tag...“) stammt von dem Anatreontiker Friedrich von Sagedorn, „Blinder Eifer schadet nur“, sagte Magnus Gottlieb Lichtner, „Der Hunger ist der beste Koch“ steht in Freidanks Spruchbuch, „Bescheidenheit“ (um das Jahr 1230), während das Wort von „Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich klein“ von Friedrich von Logau stammt, dessen wunderbar-geistvolle Sprüche vor drei Jahrhunderten geschrieben, auch heute noch nach Aktualität schmecken:

„Wenn sich Weiber schminken,
Ist es wie ein Winken,
Daß man aufgenommen,
Wolle man nur kommen.“

Ein wahrer Vorn der Zitate, uner schöp-lich reich daran, ist das „Buch der Bücher“. Oft sind es Worte, die heute im Sprachgebrauch vollkommen verankert sind. „Hochmut kommt vor dem Fall“ ist ein Bibelwort, ebenso wie „Niemand kann zwei Herren dienen“ (Matth. 6,24) oder „Böse Beispiele verderben gute Sitten“ (1. Korinther 15,33), die Worte „Ein Ende mit Schreden“, „Die Haare zu Berge stehen“ (Hiob 4,15), „Der Stein des Anstoßes“. Auch die gern zitierten „Wölfe im Schafspelz“, „Der ungläubige Thomas“, „Der Buchstabe tötet“, „Zeichen der Zeit“ sind aus der Bibel.

Die oft gebrauchte Phrase „Perlen bedeuten Tränen“ ist von Lessing. Die deutsche Formulierung des Ven-Akiba-Wortes „Alles schon dagewesen“ hat Karl Gupfow in seinem „Ariel Acosta“ geprägt. „Die Sonne bringt es an den Tag“, sagte Chamisso, „Die Tüde des Objekts“ erfand Friedrich Theodor Vischer, die „göttliche Grobheit“ ist von Schlegel, „Morgen, morgen, nicht nur heute, sprechen alle faulen Leute“, sagte Christian Felix Weiße. Blättert man durch Paul Friedrichs „Deutschen Zitatenschatz“, so kann man feststellen, daß den Zitaten-referend der deutschen Sprache Schiller hält. Neben oft gesagten Sentenzen findet man Worte, die längst in die Umgangssprache übergegangen sind, ohne daß jemand dabei an Schil-ler denken würde. „Der kluge Mann baut vor“, ist aus Wilhelm Tell, ebenso „Die Art im Haus erspart den Zimmermann“. Kein Zitat, weil zu wenig bekannt, aber um so wirk-samer ist das Wort:

Der beste Kaufmann ist der Krieg.
Er macht aus Eisen Gold
(„Demetrius“.)

Goethe kommt in dieser Zusammenstel-lung der Zitate zahlenmäßig erst an zweiter Stelle. Auch Goethekenner werden überrascht sein zu lesen, daß das Wort „Man lebt nur einmal in der Welt“ (nicht, wie man jetzt ver-wässert sagt „auf der Welt“) aus „Clavigo“ ist, und der „Kote Baden“ aus dem 2. Buch der „Wahlverwandtschaften“. Was nur die alte Wahrheit bestätigt, daß man bei Goethe immer wieder etwas entdecken kann. Ueberaus zitatenreich ist das Schaffen Heines gewesen und von Wilhelm Busch sagen wir viel, obzwar wir dabei nicht an ihn denken. Eine bevorzugte Stellung haben die Textdichter berühmter Komponisten. Ihren Namen ist Unsterblichkeit zugesichert, die ihren Werken nicht beschieden gewesen wäre. Wäre Wilhelm Müller unber-gekliebt, wenn „Am Brunnen vor dem Tore“ und „Ich schnitt es gern in alle Kinden ein“ nicht Schubert so gut gefallen hätten? Von Julius Rosen wissen wir nichts, aber wenn jemand sagt „Es krünet ein Nuß-baum vor dem Haus...“, fällt einem sofort

die Melodie dieses Schumann-Liedes ein, eines der schönsten Schumann-Lieder.

Eine eigene Gruppe bilden Zitate aus der Geschichte. Von Friedrich dem Großen ist nicht nur das „Hier kann jeder nach seiner Façon selig werden“, sondern auch das ganz modern klingende „Gazetten müssen nicht geniert wer-den“. Das Wort vom „Passiven Widerstand“ hat Hans Victor von Arnim geprägt, „Derne leiden ohne zu klagen“. Kaiser Friedrich der Dritte, die „Extratour“ ist von Bülow, der „Silberstreifen“ von Stresemann. Auch von Hermann Göring findet man einen Satz, bei dem kaum jemand an den Sprecher denken wird: „Niemals lag dem germanischen Charak-ter Grausamkeit und Quälerei!“

Dorothea Markovits:

Abend in Alexandrien

Um 7 Uhr, also in zwei Stunden, läuft unser Dampfer aus dem Hafen Alexandriens aus, um uns wieder nach Europa heim zu füh-ren. Wir wollen die kurze Zeit noch nützen und von Aegypten Abschied nehmen. Vom Nussa-Parc hat man uns Wunderdinge erzählt. Er soll nicht nur der größte und schönste der vielen Gärten Alexandriens, sondern einer der herr-lichsten Parks der Erde überhaupt sein. Der reiche Grieche Antoniadis ließ ihn einst als sei-nen Privatbesitz anlegen und vermachte ihn nach seinem Tode der Stadt. Dort also wollen wir zum letztenmal in Aegypten die Sonne unter-gehen sehen.

Ein Stück wandern wir entlang des prach-tvoll bewegten Meeres auf der leuchtenden Corniche und biegen dann nach rechts gegen die Stadt ein. Durch ein Seitengäßchen haben wir gerade die Hauptstraße erreicht, als ein Leichen-zug unseren Weg kreuzt. Dem Anschein nach ist es kein Großer der Erde, der hier im offenen Sarge zu Grabe getragen wird. Sein Geleite besteht aus einfachen Arabern und ihren Frauen, denen zuletzt ein kleiner Trupp Klage-weiber folgt, die zum Teil barfuß, zum Teil auf den Strümpfen, die Schuhe in der Hand, dem sich rasch vortwärtbewegenden Begräbniszug nachlaufen. Sie sind ganz in Schwarz gekleidet, die Gesichter sind bleich, was durch die tief dun-kel untermalten Augen noch besonders zur Gel-tung kommt. Ihr Wehklagen ist ein seltsam monotoner Gesang, rau und disharmonisch, und hinterläßt einen merkwürdigen Eindruck. Doch da kommt schon unsere Tram und ihr Gebimmel zusammen mit dem lebhaften Verkehr der modernen Stadt gibt einen ungeheuren Kon-trast zu den uralten Sitten und Melodien die-ses schlichten Begräbnisses.

Durch Vorstädte, über Bahngelände, durch Industrieanlagen und Villenviertel fahren wir 20 Minuten lang, ehe wir am Ziel sind. Wir steigen aus, rechts und links einfach dörfliche Häuser, Gärtnereien und vor uns entlang der Straße einer der vielen Bewässerungskanäle der Klimindung. In dem fast reglosen Wasser ruhen Frachtkähne, Fischerboote und kleine Bar-ken, jenseits des Kanales dehnen sich große Pal-menwälder, weiter drüben geht die Bahnstrecke und von ganz draußen leuchtet ein schwacher Streifen des Meeres herüber. Ganz verändert ist die Landschaft, ländlich still und friedlich und wir atmen auf nach der vielen Stadtluft. Die Straße ist hier von einer Allee prachtvoller alter Bäume umsäumt; ihre mächtigen, dichten Kro-nen sind fest ineinander verflochten und bilden einen hohen und breiten Laubengang. Auf beiden Seiten der Straße sind heute große Zelte aus prächtigen Teppichen aufgebaut, die morgen

Zitate im weiteren Sinn sind auch die Verbalhormungen, die in der deutschen Sprache schon fast klassisch geworden sind. „Den Schweinen ist alles Schwein“, „Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr“ (nach Grillparzers „Ahnfrau“) haben ihre feste Hei-mat im deutschen Sprachgebiet. Heines „Mensch, bezahle deine Schulden“ muß nicht unbedingt als heitere Sentenz aufgefaßt wer-den. Wenn man aber weiter Heine zitiert:

„Und da keiner wollte leiden,
Daß der andere für ihn zahle,
Zahlte keiner von den beiden“

so ist das — zumindest für die beiden Schuld-ner — eine durchaus lustige Sentenz, die auch heute ihre tiefe Bedeutung beibehalten hat.

allerlei Belustigungen der Menge, Tee- und Kaffeehäuser beherbergen werden. Denn wir stehen am Vorabend des großen, alten Veiram-festes, den Opfern der Araber, zu dem schon heute überall Vorbereitungen getroffen werden.

Doch da sind wir vor den hohen Sittertoren des Parks angelangt. Leider haben wir nur wenig Zeit und eilen daher rasch den breiten Hauptweg hinan. Die letzte Abendsonne giebt ihr purpurrotes Gold über das Grün und die Blüten des herrlichen Parks. Oh, wie göttlich es hier ist! Herz und Augen öffnen sich weit der weichen Luft, den zauberhaften Farben und dem süßen erotischen Duft. Da und dort halten wir vor blühenden Magnoliensäumen und vor tulpenartigen Baumblüten, deren Namen ich vergaß. Oder wir stehen gebannt vor einem hohen Baum mit spärlichem Wipfel, der aber statt Blättern tausende von blutroten Blüten in den bläulichen Himmel streckt, die von der Sonne zu einem überirdischen Feuer entzündet werden. Das weiche Grün des Rasens liegt schon im Schatten und nur hin und wieder leuchten auf der leichtesten Anhöhe die niedrigen Büx-baumbeden fertig schimmernd auf. Man selbst wird ganz weich und friedlich, lebt nur im Schauen und Atmen, möchte langsam wandeln und träumen, sich verlieren an den Zauber der Natur, möchte verweilen und sich nicht mehr trennen. — Von dem Hügel aus, wo ein hübs-cher Kaffeehauspavillon liegt, sehen wir den Parc sich noch unabsehbar weit ins Land hinein dehnen und traurigen Herzens kehren wir um.

Schon werden die Bäume zu Silhouetten und auf den Booten im Kanal kochen und brau-ten sich die Schiffer ihr Nachtmahl. Der Geruch und leichte Rauch des Feuers verwehen sich seltsam mit den letzten Strahlen der Sonne, die fern hinter den Palmen untergeht. Lebwohl Aegypten! Mit dem ersten kalten Frösteln sinkt die Dunkelheit über das Land. —

Im Anhänger der Tramway fahren fünf Araber mit uns: ein Gärtnergehilfe, ein Laden-junge, ein Handwerker, ein Arbeiter und ein alter Mann in schönem seidnem Gewand, aus dem schlank, durchsichtig zarte Hände hervor-treten und im Schoße ruhend einen Stock hal-ten. Ueber dem feinen Gesicht wölbt sich ein weis-her Turban. Alle unsere Fahrtgenossen, bis auf den Ladenjungen, haben durch eine hier sehr stark verbreitete Augenkrankheit, das Trachom, das eine Auge verloren. Der vornehme Alte aber ist ganz blind. Sein Antlitz bekommt da-durch etwas Prophetisches, Seherhaftes. Doch wie erschütternd ist der Anblick dieser einäugigen Menschen, bei denen der Gegensatz zwischen dem dunklen lebendigen Auge und der leeren, vom



Verflixter Nagel!

Die meist häßlich verdeckten Augenhöhle besonders drastisch wirkt!

Der Gärtnerbursche sieht die Hilfslosigkeit des Alten, lächelt ihm gutmütig und verständnisvoll mit seinem einen Auge zu und bezahlt für ihn die Fahrkarte. Obzwar er sichtlich ein armer Teufel ist, während der andere wohlhabend scheint, läßt er sich doch das Geld nicht zurückgeben. Die ganze Fahrt über lächelt er still vor sich hin und sein breites Gesicht mit dem vollen Mund bekommt dadurch einen so schönen Ausdruck selbstgenügsamer Güte, daß sich ihm immer und immer wieder ansehen muß. Dann hilft er dem Alten beim Aussteigen. Sein langes, gestreiftes, schmutziges Hemd hat mehrere Löcher und verträgt sich dennoch mit der Seide des Alten. Dann setzt er sich wieder hin und lächelt unablässig weiter. Sein Gesicht ist uns unauslöschlich eingepreßt und mit dem Leuchten ägyptischer Landschaft verweht sich in schöner Harmonie ein Schimmer glücklicher Freude an hilfreicher Liebe zum Nächsten der ägyptischen Menschen.

Der Star von 1938 — eine Puppe!

Es spricht nicht gerade für den amerikanischen Film, daß der höchstbezahlte Star des Jahres 1938 eine Puppe sein wird. Diese Puppe hat einen richtigen Namen: sie heißt Charlie McCarthy und ist Eigentum des Bauchredners Eddie Bergan. Wenn man die amerikanische Presse liest, so wird man unschwer erkennen, daß seit Wochen Charlie und sein Schöpfer den bei weitem größten Raum einnehmen, überall sieht man ihre Photos, die Interviews überfluten sich, und die Geschichte von Charlie und Eddie wird immer wieder des langen und breiten erzählt.

Endlich hat man wieder eine neue Sensation in Hollywood, keinen lebenden Filmstar, sondern eine Holzpuppe. Die amerikanischen Radiogesellschaften überbieten sich in Angeboten: Eddie erhält für eine halbe Stunde vor dem Mikrophon Honorare bis zu 5000 Dollar.

Sturz, USA befindet sich in einem richtiggehenden Taumel.

Die Geschichte von Charlie? Sie ist durchaus nicht weiter ungewöhnlich: der Bauchredner Eddie Bergan, vor ein paar Jahren noch ein unbekannter junger Mann, der sich ein paar Dollar verdienen mußte, ließ sich eine der üblichen Bauchrednerpuppen nach eigenen Entwürfen herstellen. Die Puppe stellt einen spitzbübisch blidenden Jungen dar, der von seinem Schöpfer sehr nett angezogen worden ist; teils mit Mantel, teils im Frack, manchmal auch im Saffo. Die Puppe ist etwa 70 Zentimeter groß.

Eddie Bergan, der eigentlich Medizinstudent war und seine Bauchrednerkünste nur zum Zeitvertreib ausübte, sah ein, daß seine Puppe so nett war, daß es sich lohnte, mit ihr Geld zu verdienen und das Studium an den Nagel zu hängen.

Der Erfolg kam allmählich, die Honorare stiegen, aber der eigentliche Entdecker Charlies war, wie so oft in anderen Fällen, Sam Goldwyn, der Herr der Metro-Goldwyn-Mayer. Er hörte durch das Radio zufällig einen Dialog zwischen Charlie und Eddie, den er so komisch fand, daß er so oft Auftrag gab, die beiden zu engagieren. Er war sehr erstaunt, als er erfuhr, daß es sich gar nicht um zwei Personen handelte, sondern um einen Bauchredner. Aber da witterte er die Konjunktur und verpfändete Charlie und Eddie für eine Serie von Filmen. Es sollen fünf in diesem Jahre hergestellt werden, in denen Charlie mitwirkt, und für jeden einzelnen Film zahlt Goldwyn laut Vertrag 100.000 Dollar an Charlie und Eddie. Das wären zusammen 500.000 Dollar. Weitere 500.000 Dollar werden Charlie und Eddie in diesem Jahre von Radio und Varieté erhalten — auch hier sind die Verträge bereits unterzeichnet — so daß diese höchstbezahlten Stars Amerikas es 1938 auf eine Million Dollar bringen werden.

Diese Summe stellt einen absoluten Reinverdienst dar, denn die Holzpuppe macht keine Spesen. Sie war eine einmalige Anschaffung,

die Eddie, wie er in einem Interview stolz entfüllt, sieben Dollar Herstellungskosten verursacht hat, sowie noch einige Dollar für ihre Kleidung. Gelegentlich muß der Wachsopf Charlies ein bißchen geölt, Augen und Mund müssen nachgemalt werden. Das ist alles. In dem neuen Farbenfilm „The Goldwyn Follies“ tritt Charlie zusammen mit Adolphe Menjou und den Rib Brothers auf und verdient am meisten Geld dabei.

Das ist die neueste Verblüffung Amerikas, die nur deshalb auch für Europa bemerkenswert sein soll, weil sie kulturgeschichtlich nicht ohne tieferen Sinn ist. Die Bauchrednerpuppe, die eine Million Dollar im Jahre verdient... es scheint doch noch Dinge zu geben, die noch nie dagewesen sind! (MTR)

Schach ins Volk

SCHACHAUFGABE Nr. 378.

Von B. M. Bernd.

Schwarz: Kb7, Df3, Th2, Ba6, h6. (5)



Weiß: Ka3, Dbl, Ta8, Lg2, Sb3, c6, Bc5, d6. (8)
Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Wenzel Scharoach, Diakowa 32, Post Modlan, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 375: Dg3-a8!

Dinnebler Emil und Amler Rudolf, Tettschen; Nitsch Rosa, Trupschitz; Beutel Wilhelm, Arnadorf b. Tettschen; Tepper Franz, Karlsbad; Radek Peter, Brax; Schöffel Anton, Schöbritz; Boutschek Hilde, Franzendorf b. Reichenberg; Koutkal Franz, Prag-Strahonic; Bartl Rudolf u. Schaffer Heinz, Kleische; Rotsch Manfred (13 Jahre alt), Klein-Priseña; Hahl Erwin, Chimiak Teo, Hofeld Otto, Lohmüller Hans, Freundl Anton, sämtlich Nesteritz; Richter Helm, Strache Rudolf, Klötzig Rudolf, Richter Oswald, Pfeiffer Ernst, Strache Karl, sämtlich Groß-Priseña; Berger Josef, Kleinaugezd; Walter Ludwig, König Anton, Steinwitz Hans, sämtlich Kwitkau; Skarwada Franz und Scharoch Franz, Wistersehan; Havel Franz, Modlan; Geißler Josef, Alt-Serbitz; Hyna Josef, Hostomitz; Schöpka Josef, Dux; Ulbert Rudolf, Prosetitz; Mildner Karl, Teplitz.

ARBEITERSCHACH.

Die diesjährige Bezirksmeisterschaft wurde mit dem Spiele Eichwald gegen Teplitz mit 3:3 Punkten eingeleitet. Die Ergebnisse waren: Gähler 3½, Harmann; Wanke 0:1 Hampf; Mayer ½, ½ Tausik; Hellich 1:0 Frisch, Tittel 1:0 Loos; Zimmermann 0:1 Srb. Beide Mannschaften hatten je 1 Ersatzmann. Kampfrichter war Gen. Berter aus Kleinaugezd.

Abt. Kwitkau des Arb.-Schachklubs Wistersehan trug am 2. Feber in Neu-Modlan gegen die dortige „Schachcke“ ein Freundschaftsspiel an 10 Brettern aus. Die Abt. Kwitkau konnte das Spiel überlegen und sicher mit 8½:1½ Punkten für sich entscheiden.

VEREINSTURNIERE.

In Eichwald gewann Gen. Gähler unangefochten mit 10 Punkten (ohne Verlust) die Vereinsmeisterschaft. Es folgen: Wanke 8 P., Krusa 7½ P., Laufer 6½ P., Mayer u. Hellich je 6 P., Tittel 5 P., Zimmermann 2½ P., Schuster 2 P., Hsußler 1 P., Planek ½ P. Ohne Punkte: Müller, Blum und Rebl.

In Teplitz-Schönau wurde Gen. Hofmann mit 12½ Punkten zum Vereinsmeister. (Lieblich ist ausgetreten.) Es folgen: Hampf 12 P., Tausik 11½ P., Frisch 11 P., Loos 10½ P., Benesch, Srb und Edel je 10 P., Nausch, Nakladal und Sieh je 7½ P., Kessler 5 P., Forster 4 P. und Richter mit 2 Punkten.

Aus Zuckmantel wurde zu den Bezirksmeisterschaften folgende Mannschaft gemeldet: Vereinsmeister Berger Josef. Es folgen: Müller, Denk, Exorer, Dick, Patz, Polivka, Wolf und Belsch.